

Unterhaltungsbeilage der „Saale-Zeitung“

Nr. 154

Freitag, den 16. Juli

1920

Meerkatz.

Roman von
Gebor von Zobelitz

25. Fortsetzung. Nachdruck verboten.
„Nun dränge ich von rückwärts ein alter Herr durch die Menge auf der Beron.“

„Der Wassergraf“, flüsterte Anita Freytingl zu.
„Tut, lieber Graf“, sagte Freytingl, sich umwendend, und zeigte Weiblich die Hand. „Na, wie war's in Pachtelke? Haben Sie beim Pastor Ihren Wollstoff brauchen können?“

„Sol' ihn des Teibel“, fluchte der alte Quellenfunder, „ich meine den Pastor, nicht etwa den Wollstoff. Hören Sie, Freytingl, so ein bestimmter Individuum wie der Pastor von Pachtelke ist mir mein Leben noch nicht vorgekommen. Denken Sie, der Kerl hat mich luden lassen? Suchen lassen — ja, aber sobald ich mit der Wünschelrute operieren wollte, hat er sich's verbeten. Das wäre wider Gottes Gebot. Er rief mir zu: „Nicht mit von den Zeidenentern“ — das ist nämlich aus Mos drei, Kapitel neunzehn. Nun bin ich aber auch bibelstark und ichre ich sofort entgegen: „Hoho, Erwürden, Mose vier, Caput zwanzig, Vers eins bis elf“ — das ist die Geschichte, wie Moses Wasser aus dem Felsen schlug. Und nun kam er mit Samuels und ich mit dem zweiten Königen, und dann fing er aus Eza an und ich aus Jeremia, und so ging es eine ganze Weile fort, bis mir die Sache zu langweilig wurde und ich mit Straß einundzwanzig schloß, wo es Vers achtundzwanzig heißt: „Die Karren haben ihr Herz im Maul.“ Das verstand er und lief wütig fort, und ich drückte mich aus, und nun kann er leben, wo er Wasser herträgt... Na, und Sie, Baron? Sind Sie zufriedien mit dem Timpel, den ich Ihnen auf den Bergen angelegt habe?“

„Es geht, lieber Graf“, antwortete Freytingl vorzüglich, weil er wußte, daß Weiblich bei jedem Wort des Lobes seine Liquidation erhöht haben würde. „Es ist nichts Gewaltiges, aber es geht immerhin.“

„Ja, glauben Sie vielleicht, ich kann Ihnen auf Ihren Sanddünen einen Viktoria Kranz schaffen?“ entgegnete der Alte erdoht. „Seien Sie froh, daß Ihre Straupe da oben überhaupt was zu saufen finden. Ich komme eben aus Leidwasser. Der viele Finken hat am zwölf Rommer gewartet, Sie trugen Ihre Straupe gar nicht weniger nach Freytingl hin.“

„Da wird er verlieren, geliebter Quellenfunder.“
„Nana. Ich sehe ja gar keine Käfige. Wie wollen Sie die Vögel denn transportieren?“
„Ganz nicht. Die prominenten bis in ihr neues Heim.“

„Weiblich! lachte schallend auf. „Das ist reizend! Grande promenades! Na, da bin ich aber neugierig. Finken hat mich gebehen, den Kamm anzuhaben. Ich bin Unparteiischer bei Feiner Weibe.“

„Nehmen Sie nur recht genau auf. Da kommt der Zug.“
Er brannte langsam heran: ein einloser Zug. Aus einem Coupé dritter Klasse schaute ein schwarzes Männergesicht, und zwei Augen wie Kohlenstücke mit diesen Raupen darüber blinzelte Freytingl einem vernünftigen Gruß zu, während eine behaarte Hand lebhaft die Luft durchwirbelte. Das war Herr Cabablanca, der seine Straupe persönlich geleitet. Und nun ging eine rasche Bewegung durch die Menge auf dem Beron Hinter dem Coupé Cabablancas begann die Reihe der Waggons die großen Adels. Die Bauern rissen die Augen auf. Sie saßen lange, nodte Hülle, auf denen hübsche platte Köpfe mit runden glänzenden Gesichtern und drittem Schnabel sich hin und her wogen. „Na so was“, sagte Dörflinger, und Netteböhm fügte, die Hand über den Bauch fallend, hinzu: „Es ist die Mög-Häufig.“

Der Zug hielt. Cabablanca sprang aus seinem Coupé und rief, ohne sich zunächst um Freytingl zu kümmern, den Schauffierer ein paar Säcke in keinem schauberhaften Kauderwelsch zu. Nun

raffen die Schaffner umher. Die letzten Waggons wurden abgeklappelt und auf ein Nebengleis gehoben; dann brauhte der Zug weiter.

„Jetzt erst hat Cabablanca Freytingl die Hand.“ „Gloria, Signore“, sagte er. „Prattivelen davvero! Der eine Kerl über zwei Meter die Länge, due e mezza betnahe. Und das Junge wieb, o je. Alt Junge, drei Männlein, fünf Weiblein. Prakti vleder.“

„Alle gesund, Teodoro?“
„Feinlein, Signore.“
In diesem Augenblick wurde Freytingl zusammen. Er hörte hinter sich die Stimme Anitas in stillig freundiger Erregung: „Ah, guten Tag, gnädige Frau!“ — und hörte auch die Antwort: „Tag, liebe Baronin — ist denn der Zug schon fort?“

„Eine Straupe wurde zu einer Stunde der Überbergung. Ein Dugend Frauen kauften durch Freytingls Hirn. Gar nicht bei hasten? Begrüßen? Ganz harmlos um? Das Du der Kindesheit und der Liebe oder ein fremdes Sie? — Er fühlte, wie ihm das Blut in die Wangen flieg und wie er unklar wurde. Jedn Jahre lang war ihm ein glücklicher Zufall treu geblieben und hatte ihm Otheline nicht in die Wege geführt. Und nun brachste er sich nur umzugehen...“

Er tat es nicht. Er sprach weiter mit Cabablanca.
„Wie alt sind die Jungen, Teodoro?“
„Tre mesi, Signore — drei Monat. Vielleicht eine ganz kleine bisserl älter.“

„Wahen wir aus. Ich habe genügend Leute hier. Wenn wir die Herde zusammenhalten, kann nichts passieren.“
„Nun aber mußte er sich umwenden. Otheline redete ihn an.
„Guten Tag, Wirt“, sagte sie. „Der Zug ist mir vor dem Nase fortgegangen — ich wollte nach Jempelberg zu meinem Annual! Aber es schadet nichts. Deine langbeinige Meute ist inten einanter.“

„Sie reichte ihm ohne Verlegenheit die Hand, die er auch ergriß und süchtig an seine Lippen führte.
„Habe die Ehre, Otheline“, entgegnete er. „Wie geht es dir?“
„Pas mal. Darf ich zusehen, wie du mit deinem Strauchen fertig wirst?“
„Wisse sehr.“

Er hatte die Verblüffung überwunden. Er war von süßes Höflichkeit, lächelte seinen Hut und wandte sich nun der Ausladung der Straupe zu.
Das war das Schwierigste. Vor ungewohnten Erscheinungen schlüßten die dummen Vögel gern; aber sie gemöhen sich auch leicht.

Freytingl ließ seine Leute einen Kreis bilden, in den die Straupe getrieben wurden. Cabablanca hatte recht: es waren in der Tat prächtige Tiere; nur afrikanische Straupe mit schönem Gefieder und kräftigen Weimen; der eine ein wahrhafter Riese, dessen turmhohler flacher Kopf sich auf dem langen Halse lächerlich bewegte; die Jungen zum Teil noch im Sackelkleide oder mit grauen Flaumfedern bedekt.

Aber die Herde hielt sich zusammen. Die Feinden umringelten die beiden Säbne und schienen namentlich in dem großen Coumal ihren Sturz zu lehen; die Jungen drängten sich an die Weibchen. Sie waren ganz flumm. Die Köpfe mit den blanken Augen und dem breiten gespaltenen Schnabel, in dessen Mitte ein Paar bleher unwohlgeheimliche Kehlschleier lagen, schoben hin und her, die Schwanzfedern plusterten sich auf.

Cablanca und Freytingl erteilten ein paar rasche Befehle. Man mußte sich beeilen. Ein Güterzug wurde erwartet, und das Pfeifen und Heubrüllen der Lokomotive konnte die Tiere erschrecken. Die Coubons und die Knechte Freytingls packten die großen Straupe je an einem Hügel und führten sie so. Dazwischen zwitzelten die Jungen. Rechts und links des seltsamen Juges schlitten die Bauernburshen und Tagelöhner, um jede verbeßelte Gesichtsbewegung der Gefangenen zu überwachen.

Die Reihe ging nicht über Freytingl, sondern auf abfallenden Waldwegen direkt nach der Farm auf den Bergen Freytingl, Anita und Falkenstein waren zu Pferde. In dem

man setzte, auf einer bestimmten Strecke Mittelwagen zum Gebrauch der Bürger fahren zu lassen. In dem Gründungsgesetze befand sich auch Blaise Gascol, und von der Hand seiner Schmelzer ist uns eine genaue Schilderung sowohl von der äußeren Gestalt dieser ersten Omnibusse wie vor allem auch von der pompösen Heter erhalten, die an jenem 18. März 1862 stattfand. Man hatte vorerst einmal sieben solcher Wagen gebaut, von denen drei an der Porte Saint Antoine und vier vor dem Luxemburg stationiert waren. Zur bestimmten Zeit fand sich eine große Zahl Räderfahrer und königlicher Beamten und Staatspersonen ein, und der Abgeordnete des Königs hielt eine Rede, in der er auf die Nützlichkeit des neuen Unternehmens hinwies und das Wort an des Königs Statt mit strengen Strafen bedrohte, falls es gegen die Wagen irgend etwas Gewehwidriges unternehme. Dies geschah im Luxemburg. An der Porte Saint Antoine erfolgte zur selben Zeit ein Gleiches, dann gingen die Wagen einer nach dem andern unter dem Geleit eines Leiters ab.

Am ersten und am zweiten Tag verlamelten sich auf den Straßen zahlreiche Leute, die das Vorbeifahren der Wagen abwarteten; die Handwerker liefen aus den Werkstätten herbei, um sie zu sehen. Der Erfolg war schon in kurzer Zeit groß, und besonders die Kaufmannschaft der Rue Saint Denis verlangte, daß eine zweite Linie durch diese Straße gelegt würde.

Man war bereit, ihnen zu willfahren; da befanden sich Roamez und Eranan eines Tages im Louvre und unterhielten den König über diese neue Linie, als Ludwig XIV. sie plötzlich fragte: „Und wo bleibt unsere Linie? Infolgedessen wurde die zweite Linie durch die Rue Saint Honoré gelegt, was am 16. April 1862 geschah. Schon am 22. April und am 5. Juni erfolgte die Einrichtung zweier weiterer Linien.

Bunte Zeitung.

Das Flugzeug im Dienste des Bergbaues. Der Goldbergbau bedarf zu seiner Einrichtung schwerer Maschinen, wie Bohrwerk, Pumpen, Fördermaschinen; dagegen ist der Materialtransport, sobald das Bergwerk in Betrieb ist, meist gering, es sei denn, daß an Ort und Stelle das Brennmaterial fehle. Am glük es viele Goldvorkommen in abgelegenen Ländern, die nur deshalb nicht ausgebaut werden können, weil der Transport für die maschinellen Anlagen zu große Summen im Vergleich zum Wert der Lagerstätte verschlingen würde. Der „Prometheus“ denkt hierbei an afrikanische Vorkommen, wo das einzige Transportmittel in großen Gebieten des Erdteils noch der schwarze Träger ist. Hier kann die Flugmaschine mit großem Nutzen zur Hebung des Bergbaues eintreten. Wie kürzlich in der königlichen Aeronautischen Gesellschaft in London berichtet wurde, brachte eine Bergwerksgesellschaft in Russland drei Jahre zum Transport ihrer jetzt schon Tonnen schweren Maschinen zum Bergbau, das neunzig Meilen von der Küste lag. Es erwachten ihr hier etwa 200 Tonn Rufen für die Tonne und Meile. Durch Flugmaschinen wäre, so führte ein englischer Fliegerhauptmann aus, dieser Transport in drei Monaten für ein Zehntel der Kosten auszuführen gewesen. Ein Gebiet für derartige Beförderung durch die Luft soll auch Peru sein, wo die Ausbeutung mancher wertvollen Lagerstätte unmöglich ist, weil man hier wegen unpassierbarer Gebirge und Flüsse mit Transporten auf dem Landwege nicht erreichen kann.

Ein Archiv des Krieges und der Revolution. Einen hohen geschichtlichen Wert besitzen die Sammlungen des Kriegsarchivs der Universitätsbibliothek zu Jena, über die im „Kunstwanderer“ berichtet wird. Danach besitzt dieses Archiv an Dokumenten, die sich auf die Revolution und den Weltkrieg beziehen, zwanzigtausendhundert Bücher des In- und Auslandes, Siebenhundert Zeitschriften in vollständigen Reihen, vierhundert Einzelnummern, außerdem fünf- und sechszehnjährige Revolutionszeitschriften. Die Kriegszeitungen umfaßt zehntausend Stk, darunter fünf- und sechshundert Zeitschriften. Die Bildarchivierung enthält tausend Bildplatt, davon dreihundert Revolutionsplatt, vierhundert Bilder, zehntausend Ansichtskarten, sechshundertfünfzig Photographien, ferner die wichtigsten Stücke des deutschen und ausländischen Notgeldes. Das Kriegsarchiv befindet sich in einem Flügel der Universitätsbibliothek von Jena, der für diesen Zweck umgebaut wurde. Ein systematischer Katalog ist ausgearbeitet, mit der Anlage eines Schlagwortkataloges für die Zeitschriftenausmittlung ist begonnen. Da hierfür über zwanzigtausendhundert Platten zu bearbeiten sind, dürfte die Fertigstellung dieses Kataloges längere Zeit in Anspruch nehmen.

Ein Land, wo man die Schafe rupft und wo die Kühe Federn freisen. Es klingt wie ein schlicher Witz, aber dennoch ist es Tatsache, daß in einem europäischen Lande die seltsame Sitte herrscht, die Schafe nicht zu scheeren, sondern ihnen die Wolle mit den Händen auszurupfen. Wer nach den Gärtern kommt, den zu Dänemark gehörenden, zwischen Island und Großbritannien liegenden, westernen Inseln, kann dieses Volkswirken auf Schritt und Tritt beobachten. Hierfürden erscheint dieser Brauch auf den ersten Blick freilich ziemlich grausam; gleichwohl ist er, wie Küster berichtet, nicht als Tierquälerei anzusehen, da die Schafe gerade während der Wogen, in denen sie „gerupft“ werden, schon so viel junges Haar besitzen, daß der alte Wollspelz nur mehr ganz locker sitzt. Das Rupfen ist in diesem Falle also keine körperliche Quälerei, liefert aber andererseits Wollhaare bis zu 30 Zentimeter Länge.

Noch seltsamer als das Rupfen der Schafe liegt sich auf den Gärtern eine andere Erscheinung an, nämlich — die fiebern-fressenden Kühe. An gewissen Strandstellen liegt der Boden voll von den Federn der dort massenhaft vorkommenden Dreizehen-Adelen. Nun hat man die Wahrnehmung gemacht, daß Kühe, wenn sie zufällig auf solchen fiebernbedeckten Bodenstellen Weiden, mit großer Vorliebe die Federn freisen und zwar ganz beträchtliche Mengen. Man sieht also hier wieder die Wahrheit des alten Sprichwortes bestätigt, daß da lauter: „Andere Länder, andere Sitten.“

Literatur.

Die Anfertigung der Steuererklärung zum Reichsnotopfer. Eine ausführliche Anleitung zu ihrer Vorfstellung von Dr. Max Lion, Rechtsanwalt in Berlin (Heft 15 der „Beizemäßen Steuerfragen“). Verlag von Franz Vahlen in Berlin W 9, Einfstraße 16.

Anton Schmid, Tier räng gewaltig mit Tier. Gedichte. Verlag Ernst Kowolkt, Berlin 1920.

Anton Schmid gibt expressionistische Gedichte über den Krieg. Der Krieg, der so viele impressionistische Gedichte, Skizzen, Blide hat entweichen lassen, ist hier in „expressionistischer Manier“ — wenn diese Wortzusammenstellung erlaubt ist — betrachtet. Ist reiner Impressionismus in der Art der Betrachtung fast aller Gefühle, Erlebnisse, Zustände unmöglich, so ist dies noch mehr der Fall in der Schilderung von Kriegserlebnissen, die farblos sein müssen, wenn die Seele des Betrachtenden ausgeschaltet ist. In den Gedichten von Schmid, die nur den Ausdruck der Seele des Dichters geben, werden der Krieg und die Gefehnisse zu geistlichen, phantastischen, wilden Einzelmomenten. Die Sehnsüchte, Schmerzen, Vergehen und Hemmungen wachsen gigantisch und föhren eine wilde Anlage in die Welt. Gedämpft aber wird diese Dichtkunst dadurch, daß sie sich bei der bloßen Letüre nicht offenbart. Denn auch die Wiedergabe, die Form ist expressionistisch. Und die expressionistische Form hat, wie das schon hundertmal ausgesprochen worden ist, den Fehler, daß sie die Dichtung nicht Gemeinut werden läßt. Nur intensives liebevolles Studium gibt dem Fremden einen Einblick in die Seele des Dichters. Das Studium aber läßt die Gut erkennen.

Yoshizawa. Roman von Hermione von Preußen. Verlag Otto Jant, Berlin.

Der Roman schildert das Leben in den Freudenhäusern des Delents, namentlich in Singapore, Yoshizawa, aber nicht nur das Leben dort, sondern die Seele der Freudenmädchen. In Japan Yoshizawa ist das Freudenhaus des Lebens. In Japan ihres Gewebes ist sie rein und strebt nach Edelm und Edelm. Was wir uns nicht recht vorstellen können und was zweifelsohne auch in der Tat keineswegs die Norm ist. Der Roman ist interessant. Er enthält Wissenswertes aus fernem Gegenden, Dinge, von denen man sonst nie zu hören bekommt. Das Psychologische an ihm aber ist Durchsichtsware. Unglaubliche Dinge, eingepreßt in jeden Rahmen, voll von Widersprüchen. Es ist eben unmöglich, das Thema mit dem Idealismus des Althergebrachten in Einklang zu bringen.

M. F.

Zu beziehen durch die
Goethe-Buchhandlung Halle a. S., Gr. Ulrichstr. 63.
Jennruv 1920.



Augenbild, da Woll sich an die Spitze des Juges setzen wollte, hielt ihn Graf Wirtzbig noch einmal zurück.

„Gratular, lieber Baron“, sagte er, „finden hat seine Wette verloren. Du göhnst es dem Hef. Wie Sie mit Ihrem egotischen Weisgez umzugehen verstehen, das ist geradezu famos. Es imponiert mir. Ich höre Ihnen noch drei Bräunen gratis.“

„Angenommen!“, rief Priesing lachend und sprengte an die Spitze. Hatten sie nicht jeitlich des Transports; Otheline sagte an ihrem Doggart, und neben ihr ritt Anita. Casablanca war noch zurückgeblieben, um die Abrechnungen mit dem Stationsvorsteher in Ordnung zu bringen.

Die mächtige Handspat hatte hier noch nie einen Straußgez gesehen. Aber es war gut, daß man nicht durch das Dorf brauche. Der Woll sagte gleich hinter dem Bahnhof durch eine sanftige Schluß in den Riesenwald. Die Strauße hielten sich brav. Sie stiegen sich willig an den Hügel an und schienen froh zu sein, daß sie beisammen bleiben konnten. Nur einmal kam eine kleine Störung. Da fuhr dem Juge ein Landauer entgegen, in dem ein sehr dicker alter Herr saß. Priesing stieg mit der Hand und galoppierte näher.

„Vergeltung, Herr von Scherbeling“, sagte er, „Sie müssen die Güte haben, für einen Augenblick auszuweichen. Es ist doch möglich den Riesen — da kann Ihr Wagen hinauffahren. Wir kommen sonst nicht vorbei.“

Der alte Herr, einer der wenigen Delleute aus der Umgegend, mit denen sich Priesing noch leidlich stand, machte ein Gesicht, als ob er einen Gelpenkerz vor sich sähe.

„Jases, Jases“, sagte er, „Herr von Priesing, was haben Sie denn da ein Teufelswille vor'n langhändrigen Gezierer? Sind das Ihre berühmten Strauße?“

„Jawohl, Excellenz, die berühmten Strauße. Im nächsten Jahre lan ich Ihre gnädigste Gattin schon Ihre Fußfedern bei mir kaufen. Das Feinsie, was es in der Art gibt: Aleppobern, Berberbeeren, Mogadorsebern, Nemessebern, Milchebern. Und alles echt. Und alles billig.“

Der alte Herr hob sich aus dem Wagen und lachte dabei, daß sein ungeheurer, von einer weißen Flanellweste umpanneter Bauch förmlich schwante.

„Ach, du triest die Wollen“, höhnte er, „hören Sie uff, Priesing, sonst laß ich mer datt' Erstt' Offizier, denn Krautjunke, denn Eierkäse, und na Restmick, Aber ich lautiere. Wat Sie anessen, dat lassen Se esse an. 'n janzger Zeit — da kann man jegen, wat men will. Na, na lassen Se man Ihre langen Kutatsche vorüber — ich warie 'n bißken ...“

Der Kaufher senkte mit dem Wagen geschickt zwischen die Riesen ein, und Excellenz Scherbeling stellte sich daneben und ließ den Zug Renne passieren. Dabei lachte und lachte er ununterbrochen und machte mit seinem, von einem großen Panama bedeckten Kopfe und marmeltee unverfälschten Worte über die viele hängende Unterlippe. Als der Doggart mit Frau von Sellmann vorüberfuhr, sagte er erst und dann rief er, „Wohlbekannt“ und zog seinen Strohhut.

„Der Packerler“, sagte Otheline halblaut zu der neben ihr sitzenden Anita. „Ein guter Wirt, aber das größte Klatschmaul im Kreise. Uebermorgen wird man sich in allen Herrenhäusern erzählen, daß ich Priesing bei seinem Straußentransport geizig habe. Und dann geht es los. Aber Sie können nicht wissen —“

„Doch“, fiel Anita ein, „ich weiß. Ich weiß alles.“

Otheline sah sie gespannt an.

„Von wem?“

„Von Tante Le. Auch von Priesing selbst.“

„Ein grenzenloses Erzkönnen vergrößerte die Augen Othelines. Von ihm selbst? Er hat mit Ihnen über unsere früheren Beziehungen gesprochen?“

„Jawohl. Ich fragte ihn, ob ich Sie besuchen dürfte. Die Frage transpirierte ihm naturgemäß. Dann gab er mir Aufklärung. Aber er erlaubte den Besuch.“

„Deshalb besser. Da haben wir keine Geheimnisse mehr voreinander, keines Fräulein. Wenn auch Verlet kommt öfters vor im Leben und braucht keinen Schreier.“

„Ganz gewiß nicht. Und deshalb freut ich mich auch, daß Sie der Zukunft besser mit ihm auf dem Bahnhofsplatzmement geüht hat. Er legte mir neulich, er habe Sie seit damals nicht wieder gesehen.“

„Das ist richtig. Und heute — natürlich war es ein Zufall ...“ Ein fluges Rägeln strich über ihr Gesicht. „Aber er war so, wie ich ermarkte habe: reuevoll und vornehm. Er hat ein Dugend Worte mit mir gesprochen — oder kaum so viel.“

„Und warum diese Zurückhaltung?“ fragte Anita. „Genügt nicht ein Jahrzehnt, um mit allen toten Hoffnungen auch allen toten Groll in die Erde zu fargen?“

„Nicht immer. Zudem ist der Mann stets weniger zum Berzählen geneigt als die Frau. Die Natur hat ihn uns anpenüber-

zum Tyrannen prädestiniert. Aber freilich, seine Tyrannie kann auch zur Komödie werden, bei der er selber das Publikum spielt.“

„Um vor sich selber des Erfolges sicher zu sein“, ergänzte Anita.

„Ja — bis zu dem Augenblick, da ihn der innere Souffleur im Stiche läßt und ein Spielfehler eintritt, der die ganze Komödie zum Scheitern macht.“

Anita neigte den Kopf, blieb einen Augenblick stumm und fragte dann leise: „Könnte das nicht auch bei ihm eintreten?“

„Die Zeit erlaubt es.“

Otheline lachte. „Dehn Jahre sind freilich eine lange Zeit. Aber — ich will Ihnen mit Mörtler antworten: le temps ne fait rien à l'affaire ...“ Siebes Kind, vor ans tut sich der Kreuzweg auf. Die Strauße wollen linkwärts, ich muß rechtswärts fahren. Wann bereit ich Sie erwarten?“

„Morgen, übermorgen, wann Sie wünschen, gnädige Frau.“

„Also zunächst morgen. Und dann so oft als möglich. Sagen Sie Herrn von Priesing meinen Dank, daß ich seinem zoologischen Schauspiel beizuhören durfte. Adio.“

Sie reichte Anita die Hand und bog vom Wege ab.

Darauf hatte Priesing ein Pferd, bis er an der Seite Anitas war.

„Ich hatte lange nicht die Ehre, gnädiges Fräulein“, begann er.

„Die Ehre kehre ich Ihnen. Geben Sie Vergnügen dafür, wenn es wahr ist.“

„Es würde wahr sein. Also Vergnügen. Waren Sie krank?“

„Kein, fast.“

„Das ist eine Heberflüßigkeit.“

„Aber das Heberflüßigkeit ist zuweilen eine Notwendigkeit.“

„Was ich nicht beketzen will. Von einer Heberflüßigkeit, die keinesfalls notwendig war, haben Sie sich glücklicherweise getrennt.“

„Von welcher?“

„Von Ihrem Koykostüm. Ich gratuliere mir, daß Sie sich meine Mahnung zu Herzen genommen haben.“

„Stieber Herr, das klingt eingebildet.“

„Klingt aber nur so. Und wenn sich wirklich der Hochmut in mir regte, ist doch nur Ihr verdienstlicher Gehorsam daran schuld. Scherz beiseite: der Damenrock steht Ihnen ungleich besser als der Herrenrock. Sie sehen ordentlich erwachsen aus.“

„Danke sehr. Bittest die Handlung Sie mich nun auch nicht mehr wie ein Kind.“

„Ist ich das je?“

„Sie gestehen sich zuweilen in der Rolle des Erziehers.“

„Und das nehmen Sie übel? Ehrlich, gnädiges Fräulein.“

„Wenn Sie an meine Ehrlichkeit appellieren, muß ich mein legen. Nein, ich nahm Ihnen nichts übel. Ich konnte im Moment erbötig sein, aber ich trag nichts nach.“

„Meinen Dank dafür. Ich las einmal irgendwo, in der Natur des Mannes liegt ein gewisser, lächelhaftester Entschlussumus“. Das ist ein wahres Wort. Ich habe Ihnen nie weh tun wollen. Ich rief Ihnen offen zu, was mir an Ihnen nicht gefiel — und wenn ich dabei mit göttlicher Grobheit herausplagte, sehen Sie das auf das Konto jenes lächelhaften Entschlussumus — aber legen Sie den Ton auf den Ausdruck des Bewundernden.“

Anita schaute ganz erstaunt auf. „Herr Falkenstein, hinter dieser Entschuldigung versteckt sich eine saubere Schmeichelei. Und das bin ich erst recht nicht von Ihnen gewohnt.“

Das sonnenbraune Gesicht des jungen Mannes färbte sich ein klein wenig dunkler. „Ich schmeichle nicht“, entgegnete er brüsk. „Das habe ich nie getohnt. Ich habe eine ehrliche Bewunderung für Sie: ich wiederhole es. Aber natürlich: sie stellte sich erst allgemach ein. Als ich Sie kennen lernte, fand ich Sie greulich.“

„Gott sei Dank!“ rief Anita lachend, „man kann ich Ihnen wieder glauben.“

„Warum soll ich lügen? Der erste Eindruck täuscht gewöhnlich. Aber er stimmt höchstens bei oberflächlichen Naturen zu Wirklichkeit. Das Sie den nicht jagen, merkte ich aber bald. Und als Sie mir von den Klagen Ihrer Kindheit erzählten und dem gestrigen Wiederstand, den Sie dem höchsten Anstehen entgegensetzten, da wuchs mein Respekt an — ja — er wurde zur Bewunderung. Das können nur harte Menschen.“

„Ich wiederhole Ihr selb. Loben Sie mich nicht weiter, sonst werde ich eitel.“

„Ich will das nie einfallen lassen, wenn es Sie ängstlich stimmt. Vergessen Sie nicht, daß ich eine Pantheistatur bin; und in der Seele jedes Pantheisten steckt ein Vergrößerungsspiegel. Der Spürskin des Pantheisten regte sich in mir, als ich Sie erzählen hörte.“

„(Fortsetzung folgt.)“

Ich liebe Dich!

Von Gustav Hofmeister.

(Nachdruck verboten.)

„Herrmann der Hölle! Da bist aus dem Schauffassen das Medallion, das Emanuel vor acht Jahren ... Ich bin es!“

Der Junggefehle betritt den Antiquitätenladen. Man hielt ihm das Bild herein. Mit zitternden Händen öffnet er das elfenbeinerne Umschlag. Wahrhaftig! Innen links, schwarz die Inschrift: „Ich liebe Dich!“ Das hatte da schon gestanden, als er den Schmidt für Werda kaufte. War ein bitterer Abschied damals. Die Liebe zum Studium war stärker in ihr als die Liebe zu dem Verlobten. Sie ließ ihn in seiner Staats-Stelle in Eddelburgland und fuhr nach Philadelphia, weil dort der beste Lehrstuhl für Zahnheilkunde war ...

„Sein Bild war damals im Medallion. Rechts, innen. Das es immer drin“, hat er, wenn du je einen andern, heißt, leg sein Bild über meines — und laß meines unter dem andern.“

Manches schreiben sie einander oft. Er sehnte sich nach ihr, hat sie immer bringender, nach Deutschland zurückzulehren; als sie's hartnäckig weigerte, schickte er ihre Geschenke zurück. Und nun hält er ihr Medallion in der Hand. Ist es wirklich das Ihre? Er bittet den Antiquar, die Bildchen herauszunehmen. Oben auf ist das Bild eines glattrasierten Amerikaners. Als es vorwärts entfernt ist, kommen die Jügel eines jüngeren Mannes, der einen kurzen Schurkhaart trägt, zum Vorschein. Das dritte Bildchen zeigt den Typ eines blond-waldgrünen Gelehrten. Noch immer ist unversehrt, ob das Medallion —, da erscheint ein viertes und letztes ein, heut recht unähnliches, Jugendbildnis Emanuels. Eine eigenartige Situation, so mit seinen drei Nachfolger bekannt gemacht zu werden.

Er bewilligt dem geforderten, hohen Preis nur unter der Bedingung, daß der Antiquar erkläre, von wem er das Bild hat. Nach langem Zögern beginnt der Händler: „Mir hat's eine Dame gebracht.“

„Von etwa sechsundzwanzig Jahren?“

„Kann stimmen. Ich war, offen gestanden, ein bißchen miträusch. Die Person sah zu ärmlich aus. Ich hab' Legitimation verlangt. Die Person hatte ihre Wohnungsanmeldung bei sich. Und sie hieß — warten Sie mal — ich seh' nach ... Sie hieß —“

„Gerda Schwabe?“

„Nein. Frau Geraldine Wilde, Zahnärztin. 87.“

Emanuel schalt und verhält den Gaben. Geraldine und Gerda — sind Sie die Geistes? Die ärmliche Person — ist es keine Gerda? Berühmter? Gelehrter? Kervollweil? So herantratgerkommen, daß der Händler ihr nicht den Besitz eines Ehrenbriefschlusses zu traut. Wenn das Gerda war, mußte er helfen. Seine liebe, schöne, gute Gerda ... Sie lebte hier? In der norddeutschen Stadt, nach der er vor zwei Monaten verjagt worden ist ...

Er nimmt ein Auto: „Zahnärztin. 87!“ War's Gerda nicht, würde eine Ausrede sich einstellen. Er findet das Larfschild „Frau Dr. Wilde, Zahnärztin.“ Er klingelt. Die ihm öffnet, ist Gerda.

„Du, Emanuel, du —?“

„Berzehl, Gerda, ich hörte ... nun, rund heraus: ich hörte, daß du Hilfe brauchst. Du hast Kummer und Sorgen?“

„Wie gut von dir, daß du kommst. Ja. Ich brauche Hilfe. Ich habe Kummer und Sorgen.“

„Aber wach genug stellt sich heraus, daß Gerda in recht auskömmlicher Lage lebt, sie ist Zahnärztin mit guter Praxis, seit vier Jahren verwitwet, kinderlos, gesund, wohlhabend — nur hat sie vor wenigen Tagen einen argen Verdruß gehabt: ihr Hausmädchen ist mit dem ganzen Schmuckbeutel der Herrin spurlos verschwunden.“

„So kann Emanuel denn wirklich helfen! Er führt Frau Gerda zu dem Antiquar, der augst, daß jene Person, falsch legitimiert, ihm Gerdas gesamten Schmuck verkauft hat. Er hatte erst eine geringe Summe angezahlt. Die wird ihm vergütet und er gibt den Schmuck heraus. Die diebische Person ahnte Böses, sie ließ sich nie wieder blicken.“

„Nicht wahr?“ sagte Gerda ein paar Tage später zu Emanuel, ich hab's toll getroffen in den letzten acht Jahren? Bist er wieder in dem Medallion! Wächst für je zwei Jahre eine neue Liebe!“

„Das unterste Bild war meines.“

„Weil ich nur noch drei andere.“

„Und weißt du, wer die drei waren? Der gelehrte Bockwart war Doktor Jonathan Wilde — als mein Bräutigam! Der smarte Schurkhaart war Doktor Jonathan Wilde — als mein Gatte. Und der dritte, der glattrasierte, war der Sojus, mit dem zusammen ich mein erstes Aelter grünete, nämlich mein Eheherr und Gemahl Doktor Jonathan Wilde!“

„Ich kann!“ jubelte Emanuel, „da hast du ja außer dem heimlichen Seligen und mir keinen in der Welt!“

„Doch, mein Freund. Ich muß dir ein Geständnis machen. Jonathan hat schon längst wieder einen Nachfolger gefunden.“

„Ich kann! Jammerne Emanuel. Werdal! Scherzhaft du nicht? Auch er hat seinen Nachfolger gefunden? Werdal jeht?“

„Ja. Lieber Freund, schau nur hinein ins Medallion! Emanuel öffnet das Medallion und erblickte als oberstes Bild sein eigenes.“

Charles Dickens fünfzig Jahre tot.

Man pflegt Dickens den größten englischen Humoristen zu nennen und zieht gute, eintuendliche Parallelen zu den Westen Jean Pauls, E. T. A. Hoffmanns und Wilhelm Raabes. In der Tat ist seine und Dickens gemeinsam die wissende, bald scherzhaft lächelnde, bald grimmig lachende Einsicht in die Notwendigkeiten dieses unvollkommenen Daseins. Mit Jean Paul hat Dickens die Klauerei und Liebe zum Kleinhändeln gemein, mit Hoffmann die Freude am Blarzen, an der zugleich feigernden und milderbunden Wirkung der Traumwelt, mit Raabe teilt er das tiefe Verständnis für die Gebundenheit des Menschen durch seine Umgebung. Da man sein Humor peligant werden, aber auch in seinen Tragik anknüpfen, gerade wie der Raabes. Er wird oft zum letzten Antiquar, wenn er Verhältnisse schildert. Und er schildert sie pingaugend, weil er sie aus eigenem Erleben kennt. Aber er begnügt sich nicht damit, anzufragen: in den Pindackern den Ursprung der Schuldhaft, im Nicolas Riedel das erbärmliche Erziehungsweesen des damaligen Englands, im Oliver Triss das Ansehen der Armenhäuser und Armenhäusern, in den „Stiegen von Bog“ die soziale Bedürftigkeit der Londoner Kleinen Leute — nein, er will auch positiv handeln, so wie er das als Schriftsteller kann. In diesem Zweck gründete Dickens Zeitschriften, in denen er dem Bolke die Grundzüge eines beschauflich vertieften Lebens näherbrachte oder die einseitig verstandesmäßige Lebensauffassung seiner Landsleute bekämpfte. Weil er auch mit dem Gefühl die klar geschaupnten Verhältnisse und Gestalten erfasst, wirkt sein Humor gültig, so harte Schicksale er bisweilen schildert. Aber alles versteht, kann nicht mehr hart sein. Zum Glück fand der Dichter auch gute Illustratoren für seine Werke, George Cruikshank vor allem, der uns lästliche Bilder aus dem englischen Stadt- und Landleben geliefert hat, die aus Dickens' Werken nicht mehr gut wegzudenken sind. Welches Aufsehen der „Naturalismus“ von Dickens damals machte, das zeigt eine Zeichnung Hebbels, der zwar die Träne im Kunfwerk nicht misfen möchte, wohl aber den Schnapsen. Unsere Zeit ist noch weit anderes gewohnt und freut sich ohne Vorbedacht des wirklichkeitsnahen Humoristen. (Aus den Juliheften des „Kunstwart“.)

Der erste Omnibus.

Vor kurzem ist der letzte Pferdeomnibus durch die Straßen von Berlin gefahren; die enorme Teuerung hat den Betrieb lo unrentabel gestaltet, daß die Berliner Omnibusgesellschaft, die vor dem Kriege 160 Millionen Jahrszuste im Jahre besitzte, den Betrieb völlig einstellen mußte. Aber nicht nur in Berlin, auch in anderen Weltstädten gehört der Pferdeomnibus schon völlig, oder doch so gut wie ganz, der Vergangenheit an; hier hat ihn der Automobilmotor, der früher oder später ja auch in Berlin wieder aufsetzen wird, wenn die Betriebsmittel erst billiger geworden sein werden, zum Schachplatz verdrängt. Man sieht hier, wie ein einst hochgepreiertes Verkehrsmittel völlig seine Bedeutung und seinen Wert verliert, weil die veränderten Zeitverhältnisse ihm ungünstig sind, oder weil es durch technische Verwollkommnung, wie den Kraftomnibus, in den Schatten gestellt wird.

Immerhin hat sich der Pferdeomnibus länger als ein Vierteljahrtausend erhalten; denn der erste durch Pferdetrakt bewegte Omnibus fuhr am 18. März 1662 durch die Straßen von Paris, und dieser Datum ist des Omnibus Geburtslog. Er hieß damals allerdings noch nicht Omnibus, sondern „Carrosse à cinq solds“. Der Herzog von Roanennes, Gouverneur von Poitou, der Marquis von Sourdis und der Marquis von Creman hatten den